

ger identifizierten. Diese „städtische Identität“ erklärt etwa im Falle Ulm das Überleben des Schwörtages über den Zeitpunkt hinaus, als infolge der Mediatisierung die Reichsstädte ihre Verfassungen, also die Schwörbriefe, verloren und damit auch den Gegenstand des jährlichen Bürgereides. Allerdings darf nicht übersehen werden, dass die Identifizierung mit dem Fest nicht zwangsläufig die Identifizierung mit dessen Kern, dem Schwörakt, bedeutete. Dass der offenbar nicht allen Bewohnern Anlass zur Identifikation bot, zeigte sich zumindest in Ulm schon im 16. Jahrhundert. War es zunächst unentschuldigtes Fehlen und Desinteresse an der Zeremonie, was der Obrigkeit Anlass zu Ermahnungen gab, so nahm die Unordnung während der Schwörfeier in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts signifikant zu. Maßgeblich dazu beigetragen hat der Alkohol. Dessen Konsum vor Beginn des Schwöraktes wurde daher 1707 strikt verboten und der Schwörakt von bislang 12 Uhr um zwei Stunden vorverlegt, weil das Alkoholverbot sonst gescheitert wäre. Das andere große Problem war der Lärm, in dem der Schwörakt unterzugehen drohte, verursacht von weiblichen Mitgliedern der städtischen Unterschichten, Kindern, Jugendlichen und maßgeblich auch von den Zünften.

War dieses Chaos Ausdruck eines nicht formulierten Protestes? Schließlich lag ein Teil der Bedeutung des Rituals darin, dass sich im streng nach Rangordnung geregelten Defilieren zum Schwörakt die ganze (männliche) Stadtgesellschaft widerspiegelte, was deren untere Ränge frustriert haben dürfte. Wie auch immer: Diese Unordnung, Indikator für ein ausgeprägtes Desinteresse und Indiz für mangelnde Identifikation, harrt noch einer gesonderten Vertiefung, sofern die Schriftquellen eine solche überhaupt zulassen.

Jedenfalls hat Anne Christine May mit ihrer wertvollen Arbeit den Anstoß für weitere Forschungen zum Thema Schwörtag gegeben. Und die werden vielleicht eines Tages auch die Frage beantworten, ob die Ulmer sich an ihrem Schwörtag als besondere Trunkenbolde und Chaoten hervorgetan haben oder ob dieses Phänomen auch in anderen Städten mit Schwörtags-Tradition zu beobachten ist.

*Wolf-Henning Petershagen*

*Dominik Gerd Sieber: Der konfessionelle Gottesacker. Katholische und protestantische Sepulkalkultur in den oberschwäbischen Reichsstädten in der Frühen Neuzeit (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen 214). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2018; 474 S., zahl. Abb., geb., 47,00 EUR*

Dieses Werk entstand als historische Dissertation bei Prof. Dr. Anton Schindling in Tübingen. Sein Autor, inzwischen Archivar der Erzdiözese Freiburg an ihrer Außenstelle Sigmaringen, konnte als Historiker im Rahmen des interdisziplinären Graduiertenkollegs „Religiöses Wissen im vormodernen Europa (800-1800). Transfers und Transformationen – Wege zur Wissenschaftsgesellschaft der Moderne“ seinen Forschungsbeitrag zur Sepulkalkultur der frühen Neuzeit erarbeiten. Regional geht es um die kleinen und größeren oberschwäbischen Reichsstädte, deren reiche Urkundenüberlieferung Sieber fleißig und zielgenau auswertet. Dabei werden bayrische und württembergische Besonderheiten im Gebiet Schwabens und des Allgäus deutlich, zu denen zuerst die konfessionellen Ausprägungen gehören. Dass diese aber zur Zeit der Reformation, zumindest nicht monokausal für die grundlegenden Veränderungen in der Sepulkalkultur, vom Kirchhof im Zentrum zum Gottesacker vor den Stadtmauern, bestimmend waren, ist die überraschende Erkenntnis der gründlichen Arbeit. Insgesamt werden elf Städte genau untersucht, darunter die bikonfessionellen Biberach und Ravensburg, die evangelisch gewordenen Isny, Kaufbeuren, Kempten, Leutkirch, Lindau, und Memmingen, die katholisch gebliebenen Überlingen und Wangen, dazu das für die

Reformation dominante Ulm, aber auch Landstädte wie Füssen. Somit stehen umfangreiche Vergleiche zur Verfügung, die der Autor für Klärungen gegenüber der bisherigen Forschung nutzt.

Der erste Themenbereich dafür ist die allgemeine Verlegung der Friedhöfe aus den Innenstädten vor die Stadtmauern zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Diese hatte vor allem medizinische, seuchenpolizeiliche und Platz-Gründe und wurde erst dann von dem völlig neuen Verständnis der Bestattung durch die reformatorischen Bewegungen eingeholt. Nun war die Nähe der Beisetzung zu heilbringenden Reliquien und himmelwärts führenden Heiligen nicht mehr notwendig, das Fegefeuer einfach abgeschafft, das doch so viele fromme Werke für die Verstorbenen befeuerte! Die Beisetzung war kein gutes Werk für den Toten mehr, wie Gebete und Totenmessen, sondern tröstete und mahnte ausschließlich die Lebenden. Sieber stellt verständlich die theologischen Unterschiede zwischen den radikalen Reformierten und dem liberaleren Luther, sowie den vermittelnden Oberdeutschen dar. Allein den Reformierten pauschal den Glauben an die platonische Unsterblichkeit der Seele zuzuordnen, ist etwas holzschnittartig, obwohl sie beide in die Moderne führen (S. 238).

Ein folgender und die ganze Arbeit durchziehender Themenbereich ist die Architektur der neuen Gottesacker vor den Toren der Stadt. Selbstverständlich musste auch hier die dem alle gleich machenden Tod folgende Bestattung die ungleichen sozialen Stellungen der verschiedenen Stände widerspiegeln. So entstanden, wie auch schon auf den innerstädtischen Kirchhöfen, nun jedoch noch deutlicher unterschiedliche Grabtraditionen. Die privilegierteren von ihnen waren in den in die Friedhofsmauer eingebauten Nischen und Kapellen, die einfacheren auf dem freien Feld. Erstere Campo-Santo-Anlagen zu nennen, möchte der Autor, der diese Bestattungskultur ganz genau untersucht, nur für die nach römischem Vorbild gegründeten und mit römischer Erde geweihten gelten lassen (S. 96-100 und S. 231).

Ein weiteres Themenfeld geht nun doch auf den direkten Einfluss der neu entstandenen Konfessionen zurück, nämlich die Frage der ikonographischen Grabgestaltung, die für die reformatorischen Gebiete eine inhaltliche Konsequenz aus dem Bilderverbot darstellte. Am radikalsten waren wieder die Reformierten, die jegliche Symbolik am Grab ablehnten, so dass der Grabhügel genügen musste. Ein (geweihtes!) Grabkreuz blieb nur bei den Katholiken, da es zur falschen Fürbitte für die Verstorbenen verführen konnte. Es entstanden Tafeln, Säulen und Grabsteine. Dass diese wiederum den sozialen Stand des darunter Bestatteten überdeutlich mach(t)en, in dieser Befürchtung der Reformierten gibt ihnen die Geschichte und auch unsere Gegenwart Recht! Um dies zu verdeutlichen, bezieht der Autor hier die eidgenössische Schweiz und das Beispiel Zürich mit ein.

Anstelle von todesnahen Ritualen trat bei den Protestanten die Leichenpredigt, die der biographischen Erinnerung an den Verstorbenen genauso, wie der Verkündigung des Evangeliums gegen den Tod in der Auferstehung Jesu Christi und der Mahnung an die noch Lebenden diente und eine große kulturelle und literarische Blüte entfaltete. Die gedruckten Leichenpredigten stellen in ihrer hohen Zahl eine wichtige Quellengattung dar. Auch sie spiegelt, wie die Grabgestaltung, den sozialen Stand des Verstorbenen. Vor menschlichen Lobreden wurde allerdings von Anfang an gewarnt, wie in der Ulmer Kirchenordnung von 1562: *niemandts loben, schelten [...] sondern zu trost der Lebendigen* (S. 333). Mit der Orientierung an den Lebenden entfielen jedoch auch Bräuche, die zugleich eine seelsorgerliche Dimension in der Trauerarbeit hatten. Diese wurde durch neue Texte in Gebeten und Liturgien ersetzt. Dass jedoch die evangelische Leichenpredigt den katholischen Leichenschmaus zu ersetzen versuchte, steht nicht nur für die Sinnenfeindschaft der Protestanten, sondern nahm den Abschied Nehmenden auch eine Station auf dem Rückweg ins Leben.

Mit diesen zentralen Themenbereichen zwischen Tod und Leben in einer ständischen Gesellschaft erarbeitet der Autor quellen- und erkenntnisreich einen wesentlichen Umbruch der frühen Neuzeit, sagt doch der Totenkult viel über die Gesellschaft der Lebenden aus. Trotz vieler erforschter örtlicher Details verliert er die großen Linien nicht aus dem Auge und klärt die Voraussetzungen und die Thesen seiner wissenschaftlichen Sicht. Zuweilen benützt der verständlich formulierende Autor Begriffe der akademischen Laborsprache, etwa bei den „extramuralen Friedhöfen“ (S. 353), oder, besonders schön, als „bipolare Jenseitstopographie“ der Protestanten (S. 236), will heißen, dass nur noch Himmel und Hölle übrig bleiben, wobei bei genauerem Hinsehen nur ein Topos wirklich belegt ist. Tabellen und Register erschließen das reichhaltige Werk und ermöglichen örtliche Spurensuchen. Sogar eine vergleichende Graphik zu den reichsstädtischen Friedhöfen um 1600 im Vergleich der protestantischen und der katholischen Variante ist beigegeben. Diese erfordert, will man die Unterschiede entdecken, genaues Hinsehen. Dies hat der Autor dieser beachtlichen und beachtenswerten Arbeit getan!

Wolfgang Schöllkopf

*Christine Absmeier/Matthias Asche/Márta Fata/Annemarie Röder/Anton Schindling* (Hg.) *unter Mitarbeit von Patrick Schiele*: Religiös motivierte Migrationen zwischen dem östlichen Europa und dem deutschen Südwesten vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen 219). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2018; XIV + 334 S., 31 Abb., 5 Tab., 6 Diagr., geb., 34,00 EUR

Dass religiös motivierte Migration den deutschen Südwesten und seine konfessionelle Landschaft weitgehend geprägt hat, ist kein Geheimnis: Die Historie von Orten wie Pinache, Perouse oder Dürrenz bezeugen die durch das den verfolgten Waldensern bzw. Hugenotten angebotene Asyl entstandene Zuwanderung, während die weit bekannten Auswanderungsgeschichten der Ulmer Schachtel oder der Salzburger Exulanten sowie die Weiterwanderung bestimmter Gruppen, wie die der Schwenkfelder nach Nordamerika, die konfessionelle und demografische Vielfaltigkeit sowie die Multidirektionalität dieser Migrationsbewegungen zeigen.

Die Herausgeber des aus einer im Jahr 2014 in Stuttgart abgehaltenen Tagung herausgewachsenen Sammelbandes nehmen es sich vor, einen Überblick der oft komplizierten und nicht linearen Migrationsbewegungen sowie ihrer Protagonisten über einen langen Zeitraum anzubieten. Sie tun es durch 15 Aufsätze, die von einer Einführung von Mark Häberlein und von einer Schlussbetrachtung von Otfried Czaika umrahmt werden. Die übrigen Beiträge sind in zwei große Themenblöcke eingeordnet: Der erste Teil enthält Aufsätze einerseits zum Thema Immigration in den deutschen Südwesten, andererseits zur Emigration aus dem deutschen Südwesten. Im Mittelpunkt des deutlich kürzeren zweiten Teils finden sich Beiträge zur Bildungsgeschichte. Der deutsche Südwesten wird durch die Herausgeber als Territorien des heutigen Baden-Württembergs sowie Gebiete „des alten deutschen Sprachraums einschließlich des Elsass und der Schweiz – ein politisch und religiös äußerst vielgestaltiger Kulturraum“ (S. IX) – gedeutet. Das östliche Europa wird ebenfalls breit definiert: Die geografischen Fokusse der Texte reichen von Slowenien und Kroatien bis zu Preußisch-Litauen und dem Südkaukasus. Darüber hinaus werden weitere geografische Dimensionen, vor allem die transatlantische (Weiter-)Migration, immer wieder angesprochen.

Im ersten Teil, zum Thema Immigration in den deutschen Südwesten, befinden sich zum Teil Aufsätze, die einen Überblick über bereits gut erforschte Themen bieten, darunter der Beitrag France Martin Dolinars über Slowenen und Kroaten in Württemberg im 16. Jahr-